

Alles hat ein Ende

Mit dem Spargel ist jetzt Schluss, heute am Johannistag wurden die Spargelmesser und -kellen weggepackt (und unser häuslicher Spargelschäler auch) – mir leuchtet dieses offensichtlich unverrückbare Datum nicht ganz ein, aber berufenere Geister (und Spargelbauer) müssen's ja wissen. Auch mit den Erdbeeren hat's bald ein Ende; wir müssen rasch noch Marmelade kochen. Überhaupt: Es neigt sich vieles dem Ende zu: die Atomkraft (ist zu hoffen), das Stinkeauto mit CO₂-Ausstoß (soll jedenfalls), Korallenatolle (die erbleichen!), der Schneeleopard und der Orang Utan (stehen auf der Liste bedrohter Arten), die Karriere von Ronaldo (vielleicht), mein Handy-Vertrag (ganz sicher) ... ich selber auch und in ein paar Milliarden Jahren der ganze Planet. Und wenn ich sehe, was politisch für unsere Zukunft und die unserer Kinder getan wird, dann ist eh schon Schluss mit lustig.

Nichts besteht für immer. Was wie die altersweise Einsicht ergrauter Häupter klingt, ist eigentlich ganz schön beängstigend. »Alles hat seine Zeit« – die lapidare, biblische Erkenntnis des lebensklugen König Salomo ist eher nicht so ermutigend. Alles hat ein Ende, »nur die Wurst hat zwei« sang vor dreißig Jahren Stefan Remmler von »Trio«, aber es ist höchstens ein zweifelhaftes, sarkastisches Grinsen, das mir da über die Lippen geht. Wenn der Schluss die Aussicht ist, dann verdirbt mir das doch die Laune.

Aber wissen Sie was? Ich glaube das gar nicht. Ich glaube nicht, dass alles ein Ende hat. Zuerst spricht die Erfahrung dagegen: Spargel gibt es kommendes Jahr auch wieder, und Erdbeeren in Hülle und Fülle. Und dann spricht Gott selber dagegen: In der Bibel ist wohl manchmal vom Tod eines Menschen und vom Ende der Welt die Rede – aber Tod und Ende sind immer nur Übergänge, wie eine Schwelle, die ich überschreite, wie ein Tor, durch das ich trete. Im letzten Buch der Bibel heißt es im vorletzten Kapitel: »Gott wird abwischen alle Tränen und der Tod wird nicht mehr sein.« Das ist eine sehr, sehr weite Perspektive für die Zeit nach dieser Zeit. Das ist unsere Perspektive, für Mensch und Welt, für Sie und mich, für Eisbär und Koralle. Und für Ronaldo genauso, auch wenn der mal in sich gehen könnte ...

Ob das stimmt? Wir werden es sehen. Ich betone: Wir werden!

Aller Anfang kommt von dir, Gott, und jedes Ende tut das auch. Vom Anfang bis zum Ende – ich vertraue dir.

Aufhören!?

»Ach, hör doch auf!« – denk ich regelmäßig, wenn ich mich (meist montags) hinsetze, um einen solchen »Gedanken zum Sonntag« zuwege und auf den Weg zu bringen. Manchmal fürchte ich, Ihnen, den Leserinnen und Lesern, könnte es gerade so gehen: Dass sich Ihnen beim Lesen des »Gedankens« ein leises »Ach, hör doch auf!« ins Hirn schleicht ...

Ans Aufhören denk ich, weil mich der Zusammenhang erschüttert, in dem der Sonntagsgedanke in der Zeitung abgedruckt ist. Ich weiß natürlich nicht, wie es heute, gerade jetzt aussieht, aber die Lesererfahrung welcher Zeitung auch immer lehrt: Da finden sich Berichte über Erdbeben, Hochwasser, Dürre neben Bildern aus dem Syrienkrieg oder Unfällen auf unseren unsicher gewordenen Straßen; da wird vom Tod eines Kindes erzählt, von Anschlägen irgendwo in unserer europäischen Nachbarschaft oder von Einbrecherbanden. Ganz ehrlich: Mich macht das immer wieder sprachlos. Angesichts all der Not und der politischen und persönlichen Katastrophen kommt mir das, was ich hier schreibe, billig vor, unangemessen, wie ein »Eiapopeia vom Himmel« (wie Heinrich Heine einmal ironisch gedichtet hat). Spucke und Sprache bleiben mir weg – »Ach, hör doch auf!«

Das sollte ich wirklich tun, finde ich. Sollte ich tun, wenn, was ich zu sagen habe, nur auf meinem erbärmlichen Mist gewachsen wäre, wenn da nichts wäre als meine kleine, begrenzte Sicht. Mein Horizont ist eng, da ist zu viel, was ich nicht begreife (und ich gebe mir Mühe, echt!).

Gottes Horizont aber ist weit – und der (Gott mit seinem Horizont) ist der Einzige, der rechtfertigt, dass ich nicht still bin und aufhöre. Gott tritt dafür ein, dass »in der Gefahr« »das Rettende« auch wächst (dichtete Hölderlin) – er hat sein Wort gegeben. Und sein Wort ist es, worauf ich mich verlasse und wovon ich Ihnen erzählen und schreiben kann. Ich höre damit nicht auf, weil Gott nicht aufhört, seine Welt im Blick zu haben, ihr Zukunft zu eröffnen, leise und hilfreich zu wirken: bei uns, in uns, mitten unter uns.

Ans Aufhören werde ich immer mal wieder denken, aber ich glaube, solange Gott uns nicht loslässt, halte ich durch. So im Stillen denke ich ab und zu: »Gott, fang an ... uns zu zeigen, wo du wirkst, damit wir mutiger werden!« Wo ich ihn wirken sehe, wirken glaube – davon schreibe ich (fröhlich) weiter. Bis Sie dann doch mal sagen: »Is' jetzt genug! Hör auf!«

Mein Gott, ich hör nicht auf, dich beim Wort zu nehmen. Hör du nicht auf, dich hörbar zu machen, und zu tun, was du zu tun versprichst!

Fallen lassen

Und ich dachte, damit wäre ich durch. Aber nee! Immerhin, ich bin Ende fünfzig, da sollte der Mensch das Kapitel abgeschlossen haben. Tja, denks'te: Ich muss in meinem hohen Alter wieder laufen lernen. Hätte ich nicht für möglich gehalten, aber es ist so: Nach einer Operation an der Wirbelsäule kann ich meine Schritte nicht mehr setzen, es fehlt an Stabilität in Hüfte, Becken und Beinen, die Füße probieren gegen meinen Willen aus, sich querzustellen, das Gleichgewicht hat beschlossen, zu tanzen. Ich muss wieder gehen lernen.

Und das tu ich, mit Theraband, Barren und Rollator, ein sehr freundlicher Physiotherapeut hilft mir dabei. Der versteht's zu ermutigen: »Gut machen Sie das, Herr Weiß. Merken Sie's, die Kraft kommt wieder?!« (Ich merk's nicht, aber er ist ja der Fachmann).

Vor ein paar Tagen meinte er: »Kriegen Sie hin, haben Sie schon mal gelernt.« Und das ist unabweisbar: Als kleines Kind, da hat es nicht lange gedauert und ich bin umhergesprungen wie ein Kitz. Was damals anders war, wo es mir heute sichtlich Mühe macht, wollte ich wissen. Da sagt mein Therapeut (ganz offensichtlich nicht nur fürs Physische): »Na, Herr Weiß, damals konnten Sie besser fallen.«

Dieser Antwort hat mich begeistert. Wer gehen lernen will, muss sich fallen lassen können, ohne Furcht. Und Furcht zu fallen habe ich oft. Da geht mein Weg durch dunkle Täler und ich habe Angst zu stolpern; da schaue ich in Abgründe und mir wird schwindelig; da werden vom Anstieg die Beine schwach und es nimmt mir den Atem. Sie wissen, wovon ich rede: von all den Umwegen, Holzwegen, den Durststrecken, die das Leben bereithält für uns. Die bewältigen wir, wenn wir uns fallen lassen können. Und können wir es nicht, wenn wir wissen: »Du kannst nicht tiefer fallen als nur in Gottes Hand, die er zum Heil uns allen barmherzig ausgespannt« (Arno Pötsch)?

Doch, das müsste gehen. Ein Kind bin ich schließlich immer noch, ein Gottes-Kind. Ich will es versuchen.

Mein Gott, ich wage das jetzt: mich fallen zu lassen. Ich vertraue mich dir an – du siehst: Ganz leicht fällt mir das nicht. Aber ich versuche das jetzt – und du lässt mich nicht im Stich!

Gar nicht so klein!

Vielleicht ist Ihnen das schon mal aufgefallen: Wer einen Hund sein Eigen nennt, wird unwillkürlich kleiner! Denn es ist ein »Herrchen«, das dem Pudel zu platzen befiehlt, und ein »Frauchen« wird vom theutschen Teckel durch den Wald geschleift. Seltsam, oder? Aber es sind eine Menge Verkleinerungen im Schwange: Auf schwäbische Mittagstische kommen einfach keine Spatzen, »Spätzle« aber doch, wer ein »Quäntchen Glück« hat, rechnet wohl nicht mit mehr (Wer weiß denn noch, was ein »Quant« ist?), und Kinder werden »Märchen« zugemutet, die kernig-kräftige Mär eher nicht.

»Diminutive« nennen sich diese Worte grammatikalisch – Verkleinerungsformen (wobei »Diminutiv« korrekt zu schreiben, geschweige denn auszusprechen, schon keine Kleinigkeit ist!). Da gibt es ganz nette: Ohrläppchen, Fischstäbchen, Rotkehlchen (es klänge doch auch wirklich übel: Ohrlappen, Fischstab, Rotkehl) – und ganz gemeine: Modepüppchen, kleines Würstchen, Bübchen. Das Evangelische Gesangbuch kennt auch ein paar Mini-Ausgaben: »Weißt du, wieviel Sternlein stehen, Mücklein spielen, Fischlein sich kühlen?« Dabei sind die Himmelskörper doch Mordstrümer, geht mir die dicke Mugg' auf den Geist, ist der fette Karpfen beleidigt, wenn er so was hört!

Sogar Gott kommt klein daher – jedenfalls bei meiner berlinernden Großmutter, die in Schrecksekündchen das Händchen vor das Mündchen schlug und »Ach, Jottchen!« rief.

Sie war eine sehr weise Frau. Tatsächlich macht Gott sich klein; er begegnet uns auf Augenhöhe. Davon erzählt Jesu Lebensgeschichte, von der Geburt im Ställchen bis zur Auferstehung im Ostergärtchen, in seinem menschlichen Angesicht schaut Gott uns an und sagt: »Ihr seid mir nicht zu klein; ich bin an eurer Seite, ich gehe mit euch.« Wir sind für Gott eben keine »Menschlein«, keine »armen Würstchen«, keine »Knäb- und Mägdelein«, wir sind die, die er liebt – und das ist etwas sehr, sehr Großes! Für Gott kommen wir im Diminutiv einfach nicht vor. Da beißt kein Mäuschen ein Fädchen ab!

Das gilt gerade dann, wenn es nicht mehr nur so ein bisschen »Ach, Gottchen!« ist, das uns von den Lippen kommt, sondern wenn uns das schwere »Ach, Gott!« ganz hart auf der Seele liegt und wir kein Wörtchen mehr hervorbringen. Gott hat uns im Blick (und ein »Blickchen« gibt es nun mal nicht); Gott reicht uns seine Hand – und er hat einfach ein Händchen für die, die er sich zu Herzen gehen lässt. Das sind wir.

Nein, ich bin dir nicht zu klein, du machst dich nicht zu groß – du sorgst dafür, dass wir zueinander passen. Mit deiner Liebe liebst du uns ins richtige Maß, damit wir einander in die Augen schauen und uns die Hände reichen.

Fankultur

Wenn Sie mutig sind, dann nehme ich Sie jetzt mal bei der Hand und betrete ein Minenfeld. Das des deutschen Fußballfan-Wesens oder -Unwesens (je nachdem). Müsste ich mich outen (was ich hiermit tue), dann trüge ich samstagnachmittags am ehesten Schal und Trikot des SC Freiburg (was so nahe an Karlsruhe schon nicht immer ganz gut kommt, weiter östlich, im Schwabenländle zu echten Konflikten führen kann ...), der »Kultverein«, der etwas von der weltläufigen Provinzialität seiner Heimat in die Liga einbringt, hat meine Achtung, auch wenn ich mich zum Badner-Lied (»Das schönste Land in Deutschlands Gaun ...«) dann doch nicht versteige. Für die »Piraten« von St. Pauli oder die »Grün-Weißen« von Bremen hege ich da ähnliche Sympathien.

Die Fan-Kultur hat freilich üble Auswüchse: Krawall und Bengalos, rechte Hooligans, Stadion- und Straßenschlachten, Lokal- und Nationalchauvinismus, Sexismus und Homophobie, Rassismus und die eitlen Balletteusen auf dem Platz mit ihren Jubelposen – ah, geh fort! Was mir freilich gefällt, ist echte Fan-Kultur (die das Wort »Kultur« zurecht und mit Stolz trägt): Wenn Fans einander und die Leidenschaft für das je andere Team achten, wenn Kinder erfahren, was Fairness bedeutet, wenn Spieler*innen und Chefetagen mit den Anhänger*innen im Gespräch sind. Eine besonders schöne Blüte ist, wie ich finde, die Fan-Freundschaft; die SC Fans leben mit den Schalkern eine: Die Leute begrüßen einander freundlich, freuen sich über die Spielkultur, den gelungenen Trick, die herausragende Parade mit, und gibt es einen Spieler oder Fan zu betrauern, verharren auch die Freundschaftsfans still in der Schweigeminute.

So, und nun verlasse ich das Minenfeld wieder mit Ihnen und mache einen großen Schritt. Hinein ins Biblische (auch ein Minenfeld manchmal, aber öfter fruchtbarblühendes Terrain). »Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Geschwister einträchtig beieinander wohnen!«, singt David (mit all seiner Lebenserfahrung gewiss) im 133. Psalm. Ich stelle mir vor, wir Christinnen und Christen in unseren Kirchen, und wir Menschen, die wir uns von unseren religiösen Traditionen her verstehen, und alle, die von anderen oder gar keinen religiösen Überzeugungen herkommen, als Muslime, Buddhisten, Atheisten und so fort – wir alle lebten eine Art Fan-Freundschaft. Denn darin sind wir doch verbunden, dass wir uns das Spiel des Lebens gefallen lassen möchten, dass wir jedes Foul beklagen, es nicht schätzen, wenn das Lebensspiel langweilig oder unerträglich wird. Und darin, dass wir uns fragen, was denn auf uns zukommt und was wir dann tun, wenn die Spielzeit zu Ende und das Leben abgepfiffen ist. Auch wenn wir uns unter unterschiedlichen Farben sammeln und unsere Fan-Gesänge anders klingen, da können wir lernen voneinander, über die Grenzen der Konfessionen und Weltanschauungen hinweg. Die »Eintracht«, von der David singt, meint nämlich nicht: Einförmigkeit, Einheitsbrei und Harmoniegetue (Brrr!), vielmehr, dass wir aufeinander angewiesen sind und eine reiche, bunte Menge zu teilen haben.

Einen Versuch (ach was, abertausende!) wäre es wert, die angewandte, zwischenmenschliche Fan-Freundschaft – und wenn's dann auch noch »fein und lieblich« herauskommt, das ist doch alle Neugierde wert!